



Foto: Kostas Koufogiorgos/toonpool.com

Der Anschlag auf die französische Satire-Zeitschrift „Charlie Hebdo“ hat auch die Debatte um den Umgang mit religiösen Gefühlen neu belebt. Darf man Gott lästern? Darf man den Propheten zeigen?

# Lästern verboten?

Die Geschichte der Blasphemie im Christentum und der Streit ums Bilderverbot im Islam

Von Hans-Peter Kastenhuber und Franziska Holzschuh

**V**erstoß gegen das Bilderverbot, Gotteslästerung, Blasphemie: Satirisch zugespitzt könnte man behaupten, ohne all diese Sündenfälle gäbe es das Christentum gar nicht. Da steht vor 2000 Jahren plötzlich dieser junge Mann aus Nazareth, behauptet „Wer mich sieht, sieht den Vater“ und lässt keinen Zweifel daran, wen er für seinen Vater hält – Gott. Mehr Verhöhnung der herrschenden religiösen Verhältnisse geht eigentlich nicht. Und man muss gar nicht Satiriker sein, um das so zu sehen. „Das Christentum ist aus einer Blasphemie hervorgegangen“, sagt die Erlanger Theologie-Professorin Johanna Haberer. Sie sagt das nicht, um zu provozieren, sondern weil es nun mal so war.

In den folgenden zwei Jahrtausenden haben das Christentum und die von ihm geprägten Staaten wichtige Zäsuren und Korrekturen der eigenen Haltung erlebt, was den Umgang mit in Wort, Schrift oder Bild geäußerte Kritik an Religion beziehungsweise an kirchlichen Repräsentanten angeht. Umso kurioser ist die Beobachtung, dass die juristische Reaktion auf die Blasphemie Jesu schon ganz ähnlichen Grundsätzen folgte, wie sie heute das deutsche Strafbuch vorsieht. Die Behauptung, Gottes Sohn zu sein, mit der er die Hohenpriester des Judentums gegen sich aufbringt, interessiert den römischen Präfekten der Provinz Judäa, Pontius Pilatus, seinerzeit nicht. Erst als der Vorwurf laut wird, der Mann aus Nazareth habe sich als „König der Juden“ bezeichnet, reagiert der Staatsapparat. Als hätte es den „Blasphemie-Paragrafen“ 166 (StGB) damals schon gegeben, der Religionsbeschimpfung nur dann unter Strafe stellt, wenn sie „geeignet ist, den öffentlichen Frieden zu stören“.

Weil es später über Jahrhunderte hinweg im christlichen Abendland keine wirkliche Trennung zwischen kirchlicher und staatlicher Macht mehr gibt, reicht dann die vermeintliche Blasphemie wieder aus, um den Kopf zu verlieren. „Denkbar unrühmlich“ nennt Johanna Haberer die Kirchengeschichte des Mittelalters, in der Gotteslästerung „zum Kampfbegriff der religiösen Inquisition“ wird. Erst die Reformation setzt einen Widerstand gegen die damit verbundene Willkür. Luther erhebt mit der ihm eigenen Wortgewalt den Blasphemievorwurf jetzt gegen „des Teufels Sau“, den Papst. Einzige Instanz der religiösen Wahrheit soll fortan die Bibel sein – ohne freilich zur formalen Autorität, zum „papiernen Papst“ und fundamentalistischen Werkzeug zu werden. Kein Wunder, dass diese innerkirchliche Auseinandersetzung und die sich abzeichnende Spaltung quasi den Höhepunkt der Blasphemie-Schlacht in der christlichen Welt herbeiführen.

Einhalt bietet diesem Wüten am Ende die Emanzipation des Menschen als vernunftbegabtes Wesen – der Siegeszug des Verstands, die

Aufklärung. „Gott“, so Johanna Haberer, „scheidet aus der staatlichen Rechtsnorm aus.“ Der Staat hält sich aus der Frage, wer den richtigen Gott in der richtigen Weise anbetet, fortan raus. Er wird stattdessen zur Schutzmacht der freien Religionsausübung, der religiösen Vielfalt und der Freiheit des Menschen, auch ohne einen Gott zurechtzukommen. Er ist, sagt die Theologin Haberer, nicht mehr bereit, „einer bestimmten Religion als Handlanger zu dienen.“ Gott ist nicht mehr zu beleidigen. Nicht aus juristischer, eigentlich auch nicht mehr aus religiös-philosophischer Sicht.

Trotzdem gibt es bis in die Gegenwart hinein auch hierzulande immer wieder aufgeregte gesellschaftliche Debatten, in denen es um Gotteslästerung und Blasphemie-Vorwürfe geht. Dafür sorgen jetzt meist Kunst-Provokationen und Satire, durch die sich Gläubige in ihren religiösen Gefühlen verletzt fühlen. Wenn der Aufschrei laut ist, aus den Kreisen der Politik unterstützt wird und sich das Ganze in Bayern abspielt, kann es schon passieren, dass Theateraufführungen abgesetzt werden. Immer wieder mal kommt es zu Boykott-Aufrufen gegen Kinofilme, und 1996, als der damalige bayerische Juso-Vorsitzende Florian Pronold in einem Zeitschriftenbeitrag zur bayerischen Debatte um das Schul-Kruzifix vom „überflüssigen Lattengustl“ schreibt, handelt er sich vom Regensburger Generalvikar Wilhelm Gegenfurtner eine Strafanzeige ein.

Juristisch laufen solche Abwehrversuche gotteslästerlicher Aktionen meist ins Leere. Die katholische Kirche will es trotzdem immer wieder mal wissen. Neunmal haben ihre Vertreter in den vergangenen Jahren allein gegen das Satiremagazin *Titanic* geklagt. Achtmal erfolglos. 2012 erzwirkte man gegen einen *Titanic*-Titel zur „Vatileaks-Affäre“, der Papst Benedikt XVI. mit einer gelb besudelten Soutane zeigte und die Schlagzeile „Halleluja im Vatikan – Die undichte Stelle ist gefunden“ trug, eine einstweilige Verfügung. Kurze Zeit später zog sie der Vatikan selbst zurück.

Juristischer Streit um verletzte religiöse Gefühle bringt den Verursachern meist mehr Aufmerksamkeit, als sie den Klagenden nützt. Die katholische Kirche kann diese Einsicht dennoch nicht vom Klagen abhalten. Was vermutlich auch etwas mit ihrem ganz besonderen Priesterverständnis zu tun hat, das Pfarrer, Bischöfe und den Papst in einem dem Menschen übergeordneten heiligen Stand sieht.

Übergeordnete Kirche hält sich mit öffentlicher Empörung und dem Ruf nach dem Staatsanwalt dagegen seit langem zurück. Wohl auch, weil in ihr die meisten Verantwortlichen so denken wie Johanna Haberer: „Gott stellt seine Ehre selbst her. Wir müssen Gott nicht verteidigen. Und das Lachen über sich selbst gehört zum Christentum dazu wie das Osterlachen.“

**D**er Prophet trägt ein grünes Gewand, einen weißen Turban und einen dunklen Bart – zumindest in der „Miradschname“, einem Buch aus dem 15. Jahrhundert mit 61 Miniaturen, die Mohammeds Himmelfahrt beschreiben. Das prächtig ausgestaltete Werk zeigt Himmel und Erde, Engel und Teufel – und den wichtigsten Propheten des Islam, Mohammed, in voller Gestalt und mit einem detailliert gezeichneten Gesicht.

Eine Darstellung von Mohammed? In einem Buch, das vor sechs Jahrhunderten in den Werkstätten des persischen Herat hergestellt wurde? Durfte man das? Ja. Denn ein Abbildungsverbot – egal ob von Gott oder vom Propheten Mohammed – findet man im Koran, der Heiligen Schrift des Islam, nicht, sagt Maha El-Kaisy, Professorin für Islamisch-Religiöse Studien mit Praktischem Schwerpunkt an der Universität Erlangen. An keiner einzigen Stelle. Auch wenn ein solches nach den Terroranschlägen von Paris immer wieder fälschlicherweise behauptet wurde.

Allerdings gibt es „Hadithe“, das sind überlieferte Aussprüche und Handlungen Mohammeds, aus denen sich ein Bilderverbot ableiten lassen könnte. Eindeutig sind aber auch diese nicht: Denn es existieren starke und schwache Hadithe, bei manchen wird die Authentizität sogar in Frage gestellt. Und die Islamwissenschaftler, sagt El-Kaisy, sind sich nicht ganz einig, welcher Kategorie die Hadithe zum Bilderverbot zuzuordnen sind.

Dennoch sind im Islam Illustrationen von Mohammed in der Regel nicht akzeptiert. Darstellungen Allahs sind ein noch viel größeres Tabu. Die Wurzeln für diese Haltung finden sich in der engen historischen Verbindung zum Judentum. Der Islam, die dritte der monotheistischen Religionen, übernimmt sogar ein paar jüdische Gebräuche und Regeln: Etwa die Beschneidung von Jungen oder das Verbot, Schweinefleisch zu essen. Das Verbot, Gott abzubilden – im Judentum Bestandteil der zehn Gebote – lässt man in den Niederschriften außen vor.

Trotzdem eint Judentum und Islam eine starke Abgrenzung gegen Götzenkulte. Im Alten Testament überrascht Moses sein Volk, als es ein Kalb aus Gold anbietet: Er zerschlägt es. Und Mohammed lässt, nachdem er die Stadt Mekka eingenommen und in die Kaaba, das spätere zentrale Heiligtum des Islam, eingezogen ist, die dort vorhandenen Götzenbilder zerstören.

Dieser Akt Mohammeds begründet in der noch jungen Religion die Ablehnung gegen Bildnisse von Gott. Zumal sich Muslime in den Anfangsjahren als eine doch recht elitäre Gruppierung verstehen, sagt die Erlanger Professorin El-Kaisy: Nur einfache Menschen, glauben

sie, brauchen eine bildliche Darstellung ihres Gottes und der Glaubensgeschichte. Sie selbst sind, und darauf sind sie stolz, fähig zu abstrahieren. Sie können glauben, ohne dass sie sich Bildnisse von Allah machen müssen.

Abbilder des Propheten Mohammed sind viele Jahrhunderte noch möglich. Zwar verzichtet man schon früh auf bildliche Darstellungen in Moscheen, die Gotteshäuser werden stattdessen mit prachtvollen Mosaiken ausgestattet. Doch Bücher sind en vogue; ein Herrscher, der etwas auf sich hält, gibt immer neue Werke in Auftrag. So wie Schah Ruch die „Miradschname“ mit den 61 Miniaturen.

Besonders im persischen Raum – in dem primär Schiiten leben – entstehen so vom neunten bis zum 15. Jahrhundert diverse Zeichnungen und Malereien von Mohammed, der oft von Engeln oder seinen Weggefährten umgeben ist. Immer wieder wird sein Gesicht gezeigt, oft ist es aber von einem Schleier verhüllt. Auch die anderen Propheten des Islam – wie Moses oder Jesus – werden abgebildet.

In den sunnitisch geprägten Regionen sind die Muslime bereits in dieser Zeit zurückhaltender. Die Kunst verlegt sich – statt aufs Malen – auf andere Gebiete: Kalligraphien, Gedichte oder neue architektonische Höchstleistungen sind gefragt.

Noch heute gibt es diese Unterschiede zwischen den Glaubensrichtungen: Im schiitischen Iran, eigentlich bekannt für seine restriktive, religiöse Politik, werden Filme sogar über Propheten gezeigt. Maria – im Islam zumindest eine Heilige, für manche auch eine Prophetin – ist sogar eine eigene TV-Serie gewidmet, erzählt Professorin El-Kaisy.

Darstellungen von Mohammed sind aber heute im gesamten islamischen Kulturkreis nicht akzeptiert. „Das hat mit Respekt zu tun“, sagt El-Kaisy. Denn niemand wisse, wie Mohammed ausgesehen habe, Abbildungen würden ihm da nicht gerecht.

Zudem gab es in der islamischen Welt keine Aufklärung wie in Europa, die tradierte Normen über Bord warf und Werte wie Individualität und (Meinungs-)Freiheit populär machte. Im islamischen Kulturkreis zähle stattdessen die Gemeinschaft, sagt El-Kaisy. Dort werde der Zusammenhalt der Gesellschaft höher als die Selbstverwirklichung des Einzelnen geschätzt. Daraus resultiere wiederum eine gewisse Zurückhaltung, die eigene Meinung offen sagen zu wollen: Denn je enger Menschen zusammen leben, desto mehr Rücksicht müssen sie aufeinander nehmen und versuchen, andere nicht zu verletzen.

Auch daher gebe es in muslimischen Ländern immer noch große Probleme mit der Satire, sagt Maha El-Kaisy. Denn genau weil sie den Finger in die Wunde legen und auch mal zuspitzen soll, kann sie sehr verletzend sein.